

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 66 (1991)

Heft: 5: Frauen, SVW-Delegiertenversammlung

Artikel: Drei Portraitberichte

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-105821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Familie – was ist das?

Kleinfamilien
Kernfamilien
Rumpffamilie
Restfamilien
Wahlfamilien
Einelternfamilien
Mütterfamilien
Grossfamilien
Unvollständige Familien
Alleinerziehende Eltern

ne umfangreiche Bäume und eine Gartenanlage.

dass wir ein Recht auf diese Hilfe hatten. Es war schwer, auf einmal verantwortlich zu sein für eine Familie. Ich zog mich immer mehr zurück, fühlte mich von den Leuten im Dorf beobachtet. Vielleicht gaben sie mir ja sogar die Schuld an unserer Situation?

Ganz plötzlich änderte sich unsere Lage: Nach zwei Jahren wurde mir mitgeteilt, dass mein Mann im Ausland gestorben war. Nun war ich Witwe geworden und hatte Anspruch auf die Witwen- und Halbwaisenrente. Welch ein Unterschied! Ich wurde nicht mehr diskriminiert, die Gesellschaft um mich herum verhielt sich auffällig freundlich und hilfsbereit.

Ich begann nachzudenken und wunderte mich. Stimmte der Satz etwa doch, den ich kürzlich gelesen hatte?

«Wenn ein Elternteil stirbt, ist es ein Schicksalsschlag. Wenn einer geht, ist es ein Makel.»

«Das muss doch nicht so bleiben, nicht wahr?»

* Name geändert.

Rund 20 Prozent der Schweizer Familienhaushalte sind Einelternfamilien. In 90 bis 95 Prozent der Fälle sind es die Mütter, die ihre Kinder allein erziehen. In grossen Städten ist der Anteil von Einelternhaushalten viel höher als in kleineren Gemeinden, vor allem in ländlichen Gebieten. Das hängt damit zusammen, dass es in den Städten ein breiteres Arbeitsplatzangebot gibt und mehr Kinderbetreuungsmöglichkeiten angeboten werden.

Doris Gruber Albrecht, 36, Hausfrau und femme de lettres, 3 Kinder, Genossenschaftsmitglied der SBGB.



Wir wohnen seit zweieinhalb Jahren im Wylergut im Norden der Stadt Bern. Das Wylergut ist eine Genossenschaftssiedlung mit rund 270 Einfamilienhäusern (meist in Reihen, zum Teil auch freistehend) und 28 Mehrfamilienhäusern mit 160 Wohnungen. Die Siedlung wurde in den 40er Jahren auf einem 23 Hektaren grossen Terrain von der Siedlungsbaugenossenschaft Bern-Wylergut (SBGB) erstellt. Nach der Fertigstellung zählte das neue Quartier fast 2000 Einwohnerinnen und Einwohner, heute sind es noch knapp 1300: 350 in den genossenschaftseigenen Mehrfamilienhäusern, 650 in den Einfamilienhäusern, die zwar jeweils in Privatbesitz sind, aber dennoch zur SBGB gehören, und etwa 300 in genossenschaftsfremden Wohnungen.

Die Siedlung ist sehr gleichmässig angelegt, und die einzelnen Häuser unterscheiden sich äusserlich in ihrem Grundstandard nur unwesentlich, einige sind aber im Laufe der Zeit innenarchitektonisch umgebaut worden. Oberstes Ziel beim Bau der Siedlung war es, günstigen und gesunden Wohnraum mit Garten für Familien mit Kindern zu schaffen, Komfort war ein untergeordnetes Kriterium, und die Bauqualität entsprach den Möglichkeiten der Bauwirtschaft in den Kriegsjahren.

Unser Haus hat 5 Zimmer auf 2 Etagen und ist vollständig unterkellert. Weil es am Rand der Siedlung und nahe an Wald und Aare liegt, ist unser Garten ziemlich gross (rund 1300 m²).

Drei

Portraitberichte

Der Mietzins – er wird wie der Verkaufspreis der Häuser von der Genossenschaft festgelegt, damit der Spekulation vorgebeugt werden kann – beträgt 1700 Franken.

Seit einem Jahr ist unsere Siedlung mit einem Kleinbus ans städtische Verkehrsnetz angeschlossen. Durchgangsverkehr gibt es wegen der extremen Randlage des Wylerdörfli keinen – der Verkehr im Dörfli selber ist also «hausgemacht» –, aber in der Nähe rauscht über den Felsenauviadukt unüberhörbar und unübersehbar die Blechlawine der N1. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Miethäuser klagen zusätzlich über starken Eisenbahnlärm.

Im Zentrum des Wylerdorfes, an der Nahtstelle zwischen Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern, stehen das Primarschulhaus und der Kindergarten, die Bäckerei, die Molkerei sowie – in ehemaligen Ladenräumen – das grosse Lager eines Fremdnutzers.

Wenn ich an warmen Frühlingstagen mit meiner Familie auf dem Balkon, mitten im Grünen, zu Mittag esse, geniesse ich das Wohnen hier von ganzem Herzen. Wenn's draussen in Strömen regnet und meine drei Kinder durchs Haus poltern, bin ich dankbar für diesen Freiraum. Und wenn sich die Kinder auf den Weg zur Schule oder zum Kindergarten machen, brauche ich mich nicht zu ängstigen: Distanzen und Gefahren sind überschaubar. Kurz: Ich wohne privilegiert.

Als Frau mit drei noch relativ kleinen Kindern bin ich aber nicht nur auf meine vier Wände verpflichtet, sondern auch ganz stark auf meinen unmittelbaren Lebensraum, das Quartier, angewiesen. Ich brauche ein soziales Netz, brauche Kontakte, Gespräche, Diskussionen, Anregungen, Austausch. Brauche etwas, was vor 50 Jahren bei der Planung der Siedlung bewusst ausgeschlossen wurde: die potentiellen Reibungsflächen. Im Wylerdorf gibt es sozusagen keine öffentlichen Begegnungsmöglichkeiten und vor allem keinen einzigen Gemeinschaftsraum (das Sitzungszimmer der Verwaltung ausgenommen!), keinen Träff, keine Cafeteria, keine Beiz.

Dass sich die Wohnbedürfnisse in dieser Hinsicht aber ganz allgemein geändert haben, ist noch nicht ins Bewusstsein der Genossenschaft gedrungen. Ihr Vorstand, er nennt sich bezeichnenderweise ausdrücklich Verwaltung, sieht in der Hebung der sozialen Wohnqualität keine vordringliche Aufgabe und beschränkt sich auf die Erhaltung des Bestehenden, das heisst vornehmlich auf die materielle Wohnqualität und die Wahrung des einheitlichen Erscheinungsbildes. Für letzteres gibt es eine umfangreiche Bau- und eine Gartenordnung.

So drehen sich denn auch die Diskussionen in der Genossenschaft eher um sekundäre Fragen – um das Zurückschneiden der Hecken, das «Lauben» und Schneeschaufeln, um die Grösse der quartierbildverträglichen Dachflächenfenster usw. Günstiger Zins und die Chance, für relativ wenig Geld ein eigenes Hüsl zu besitzen, das ist für manche das verbindende genossenschaftliche Element. Andere wiederum definieren die Genossenschaft über die Auflagen, die sie selber bezüglich baulichen Veränderungen, Gartengestaltung und Kauf / Verkauf der eigenen Liegenschaft eingegangen sind, um im Wylergut wohnen zu können. Von genossenschaftlichem Denken und Fühlen ist da nicht viel zu spüren.

Einigen Genosschafterinnen und Genosschaftern, alten wie jungen, ist es aber ein Anliegen, Gemeinschaft zum Thema zu machen; in einem Stichwortkatalog möchte sich auflisten, was alles dazu getan werden könnte und getan werden müsste:

- Vielleicht am nötigsten zur Förderung des Gemeinschaftsgedankens wäre die Errichtung und der Betrieb eines Träffs. Um sich gemeinsam über Dinge freuen oder ärgern zu können, braucht es nämlich zuerst einmal einen Ort der Begegnung.
- Mit der Stadt sollte viel intensiver über die Gestaltung der öffentlichen Räume (Dorfplatz, Spielplatz, Strassen) verhandelt werden: Wo steht denn geschrieben, dass eine Spielstrasse im Quartier oder ein Dorfplatz mit Piazza-Charakter eine Utopie bleiben muss?
- Für die Erhaltung der noch bestehenden Läden muss die SBGB als Kollektivum sich viel stärker engagieren. Wes-

halb ist hier den Genossenschaftsmitgliedern zum Beispiel zur Unterstützung des Lebensmittelladens nicht auch Eigenleistung zumutbar?

- Die SBGB kann – das steht sogar in den Statuten – das umweltgerechte Verhalten fördern: Sonnenkollektoren, naturnahe Gärten, Verkehrsmassnahmen wären ein paar Stichworte.
- Im Statistik-Jargon gesprochen ist unsere Siedlung «überaltert»: In etwa der Hälfte der Haushalte sind die Bewohnerinnen und Bewohner über 65 Jahre alt. Oft lebt eine Einzelperson allein in einem 5-Zimmer-Haus. Könnte man sich da nicht auch Senioren-WGs, ein Genossenschaftshaus mit Alterswohnungen usw. vorstellen?
- Die Menschen in unserem Quartier leben zwar relativ nahe nebeneinander, aber sie kennen sich wenig. Da braucht es auch eine gewisse «institutionelle» Förderung, Begegnungsaktionen, Feste, damit die Leute aus dem Quartier sich über die Generationenschranken hinweg nähern. Das wäre auch die Grundlage, auf der sich Nachbarschaftshilfe in den vielfältigsten Formen entwickeln könnte.
- Die Bauordnung muss gelockert werden: Es kann nicht das höchste Ziel des SBGB sein, das Wylergut zum lebendigen Museum zu machen: Eine individuellere Haus- und Gartengestaltung im vernünftigen Rahmen sollte möglich sein (zum Beispiel Zulassung von Wintergärten).

Diese «Mängelliste» soll keine Rüge an die SBGB oder ihre Verwaltung sein, aber sie soll aufzeigen, wo die Probleme und Aufgaben der Zukunft liegen. Dass die Genossenschaftsorgane diese Aufgaben nicht alle selber übernehmen können, liegt auf der Hand. – Das ist auch gar nicht nötig: Wünschenswert wäre, dass die engagierten Leute aus dem Quartier mit der Unterstützung der Genossenschaftsverwaltung rechnen können. Im Sinne einer fruchtbaren Zusammenarbeit. ■

Rosine Hollenweger ist heute 72 Jahre alt. Seit 1947 bewohnt sie eine Wohnung in einer grossen Baugenossenschaft in der Stadt Zürich. Früher zusammen mit ihrem Mann und zwei Töchtern – heute alleine. Nach dem Umzug aus der grösseren Familienwohnung lebt sie gegenwärtig in einer kleineren 2½-Zimmer-Alterswohnung, wofür sie wegen Unterbelegung einen monatlichen Zuschlag bezahlen muss. Rosine Hollenweger war während fast zwanzig Jahren aktiv in der Koloniekommission tätig. In dieser Funktion hat sie mitgeholfen, verschiedene Anlässe in der Siedlung zu organisieren. «Leider ist es nicht leicht, das Interesse aller zu wecken», bedauert sie heute, «immer wieder sieht man die gleichen Leute, den anderen begegnet man nie.» Der Genossenschaftsgedanke scheint heute etwas abhanden gekommen zu sein. Die Leute wissen gar nicht mehr, was eine Genossenschaft ist.

Heute «unterscheidet sich eine Baugenossenschaft kaum mehr von den übrigen Siedlungen.» Im Laufe der Jahre hat sich insbesondere der Verkehr sehr stark entwickelt, mit allen unliebsamen Nebenwirkungen wie Lärm, Abgasen oder auch einfach dem grossen Platzbedarf für Strassen und Parkplätze. Wenigstens hat es in der Siedlung, wo sie wohnt, einen schönen Spielplatz für die Kinder. Auch die Wohnungen sind sehr gut ausgestattet. Neuerdings verfügt die Siedlung über einen Gemeinschaftsraum.

Rosine Hollenweger vermisst heute vor allem eine Tugend, die sie als «gegenseitige Rücksichtnahme» bezeichnet. Im übrigen ist sie aber nach wie vor der Ansicht, dass die Baugenossenschaften lohnenswerte Aufgaben erfüllen, welche letztlich allen Menschen zugute kommen. Besonders hervorheben möchte sie die Aussenwohngruppen für Behinderte und die Jugendwohngruppen, die in ihrer Kolonie eingerichtet sind.

Für die Zukunft wünscht sich Rosine Hollenweger, dass alle Bewohnerinnen und Bewohner etwas genossenschaftlicher denken würden: «Wir brauchen schliesslich die Baugenossenschaften.» ■

Die Welt steckt voller Wunder. Eines davon ist zweifellos das Schneckenhaus. Ein „Mai-Haus“ mit weitreichenden Funktionen. Denn es bietet der Schnecke nicht nur „Geborgenheit“, sondern ist auch ein „perfekter“ Schutz für ihre lösungswütigen Organe. So gesehen hat Ortsbau von der Schnecke gelernt – aber

Margrit Ochsner-Wolf war bis 1990 Präsidentin der Baugenossenschaft Felsenegg in Adliswil, wo sie mit ihrem Mann und zwei erwachsenen Söhnen eine 3½-Zimmer-Wohnung bewohnt. Beruflich betätigt sie sich als Kursleiterin für Sprachen und Malen:



Margrit Ochsner im Wohn-Schlafzimmer ihrer Wohnung. Die Schrankbetten im Hintergrund können aufgeklappt werden, ohne dass die Möbel verschoben werden müssen.

Unsere 3½-Zimmer-Wohnung ist mit 76 Quadratmetern etwas knapp bemessen für vier Personen. Vor 25 Jahren sind wir zu zweit eingezogen, inmitten von Obstgärten. Damals wie heute schätzen wir das viele Grün und die Aussicht vom Albishang bis zum Zürichberg. In der Wohnung von besonderem Nutzen ist der grosse Wandschrank in der Diele. Balkon und Laubengang ergänzen im Sommer den sonst knappen Wohnraum. Man sitzt je nach Tageszeit mal hier und mal da. Die Küche ist klein, aber praktisch. Mittlerweile haben wir einen neuen Herd und Kühlschrank erhalten. Richtig essen können wir nicht in der Küche, der Platz reicht gerade für einen Lunch für zwei Personen. Unser Esstisch steht in der Diele. Die ursprünglichen Funktionen waren den Zimmern wie üblich der Grösse nach zugeordnet: Wohn-, Eltern- und Kinderzimmer. Doch schon bald haben wir Zimmer zwei und drei vertauscht. Damit erhielten die Kinder ein richtiges Spielzimmer. Wie schon erwähnt, steht unsere Siedlung am Albishang, der Morgensonnen zugerichtet und nahe dem Tierpark Langenberg. Auf unserer grossen Wiese und auf dem Spielplatz sind die Kinder jeden Alters gut aufgehoben. Sandkästen, Kletterstange, Tischtennisanlagen sind ebenso zu finden wie Bänke zum Sit-

zen oder starke Bäume, die auch beklettert werden dürfen. Vom Verkehr sind wir durch eine weitere Häuserzeile abgeschottet. Zwischen den Häusern bewegt sich nur Zubringerverkehr. Ganz in der Nähe befindet sich ein städtisches Altersheim. Zuweilen kommt es vor, dass sich die alten Leute im Hauseingang irren und

versuchen, mit ihren Schlüsseln in eine fremde Wohnung zu gelangen. In diesen Fällen nehmen wir uns etwas Zeit und begleiten die Verirrten bis zum richtigen Hauseingang.

Wenn die Spielwiese wegen Regen nicht bespielbar ist, steht unseren Kindern ein Hartplatz zur Verfügung, wo sie sich mit Velo oder Rollschuhen austoben können. Unsere Wohnungsmieten variieren je nach Grösse der Wohnung und der Etage. Im Vergleich mit der Nachbarschaft sind die Mietzinse eher günstig. Dies ist dem Umstand zu verdanken, dass die BGF seit ihrer Gründung immer sehr knapp kalkulierte und keine Gewinnabsichten hegte.

Seit der Einführung des Ortsbusses sind wir dem Ortszentrum ein schönes Stück näher gerückt. Erwachsene wie Kinder benützen diese Fahrtgelegenheit rege für Einkauf, Kurse, Sport oder zum Anschluss an die S-Bahn-Linie. Natürlich wurde unsere Wohnung in den letzten Jahren zu eng. Unsere Söhne werden bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ausziehen. Aber wir alle wissen, wie schwierig das heute ist. Inzwischen haben wir im Wohnzimmer Wandbetten einbauen lassen und den

Raum zum Wohn-Schlafzimmer umfunktioniert. Somit hat nun jeder Sohn sein eigenes Zimmer. Vorübergehend waren wir Eltern für einige Jahre im Kinderzimmer, damit die Kinder mehr Bodenfläche zum Spielen hatten. Die meisten Familien in unserer Genossenschaft tun das. Ist das nicht ein bedeutender Hinweis für Architekten, umzudenken und in Zukunft die Grundrisse den Bedürfnissen angepasst zu planen? Im übrigen wohnen heute junge Leute vermehrt zusammen, ohne gleich zu heiraten. Räume mit gleich grossen Grundrissen kämen dem Bedürfnis nach solchen Wohngemeinschaften entgegen.

Zu unserer Wohnung gehören zwei kleine Keller. Der eine hat gerade etwa 2 Quadratmeter Grundfläche; der andere ist etwas grösser, so dass eine Hürde darin Platz findet. Weil aber Heizungsleitungen den Raum durchqueren, ist es zu warm für die Lagerung von Obst oder Kartoffeln. Das fehlt mir sehr. Wenigstens haben wir hauseigene Kühlächer für das Gemüse und die Beeren aus dem Schrebergarten. Einen Estrich haben wir nicht, weil beim Bau die Realisierung eines weiteren Wohngeschosses vorgezogen wurde. Wie fast alle Flachdächer musste auch das unsere geflickt und erneuert werden. Vielleicht wird man in naher Zukunft eine Sonnenkollektor-Anlage darauf montieren, um unsere Warmwasserproduktion zu unterstützen. Doch muss hierfür zunächst eine Kostenrechnung erstellt werden, und die muss letztlich stimmen. Hätten die Planer vor 25 Jahren den Autoboom vorausgesehen, hätten wir wahrscheinlich eine Tiefgarage mit zwei Abstellplätzen pro Wohnung. Damit wäre heute eine zusätzliche Fläche für ein weiteres Haus vorhanden. Darin könnten wir eine Anzahl Kleinwohnungen erstellen für alleinstehende junge Leute oder für Senioren, welche damit eine grössere Familienwohnung freigeben könnten. Was in unserer Siedlung fehlt, ist eine richtige Quartierbeiz, wo wir verschiedene Anlässe durchführen könnten. So sind wir auf andere, der Abwechslung dienende Ereignisse angewiesen: Vor einiger Zeit führte die Feuerwehr eine Brandschutzübung durch. Ein andermal spielte die Blasmusik auf unserem Garageplatz gross auf. Das waren riesige Feste, die sich gerne wiederholen dürfen.

Solidaritätsfonds

In unserer Siedlung treten in letzter Zeit häufiger Einbruchdiebstähle auf. Der Umstand, dass bei uns viele Schichtarbeiter wohnen und deshalb zu jeder Tages- und Nachtzeit ein Kommen und Gehen herrscht, bietet einigen Schutz vor Einbrechern.

Zu unserer Siedlung gehört ein gut eingerichteter Bastelraum mit separatem WC. Dieser Raum konnte auch schon für Kinderfeste benutzt werden. In der Vorweihnachtszeit bastle ich manchmal mit allen «Gnossi-Kindern». Dann können die anderen Eltern in Ruhe ihre Einkäufe erledigen.

Für die beim Werken und Basteln verschmutzten Kleider haben wir – auch dies eine tolle Einrichtung unserer Kolonie – in jedem Haus eine zusätzliche kleine Waschmaschine für die tägliche Zwischenwäsche. Für ganz Eilige steht auch ein Tumbler zur Verfügung.

Gemeinsame Feste halten sich in Grenzen. Oftmals ergeben sich solche Ereignisse ganz spontan. Zum Beispiel an Silvester oder an einem Geburtstag oder an einem 1. August. Zuviel Festgefahrenes ist ohnehin nicht von Vorteil. Dies brachte zuviel Zwang, und damit wäre die reine Freude dahin. Wir werden es in allem weiterhin so halten wie bisher: Ein lockeres Nebeneinander, mit spontanen gemeinsamen Aktionen dort, wo ein echtes Bedürfnis dafür besteht.



Kursausschreibung

**Sekretärin, Verwaltungsangestellte(r)
in einer Baugenossenschaft**
Eine Herausforderung besonderer Art!

Sekretärinnen und weitere Angestellte der Verwaltung in einer Baugenossenschaft werden mit vielfältigen Situationen konfrontiert. An genehmes wechselt ab mit Enttäuschungen. Die Angestellten befinden sich in einem speziellen Spannungsfeld von eigenen und fremden Erwartungen, von Forderungen und Belastungen. Dieser Kurs soll sie darin unterstützen, ihre spezielle Aufgabe bewusst wahrzunehmen und sie für sich selber, für die Genossenschaft wie auch deren Mitglieder optimal zu erfüllen.

Der Kurs richtet sich an Sekretärinnen und weitere Angestellte der Verwaltung in vollamtlich geführten Bau- und Wohngenossenschaften.

Der Kurs findet statt am: **Dienstag, 18. Juni 1991** von 9.20 bis etwa 16.30 Uhr in der Informationsstelle des Zürcher Sozialwesens, Gasometerstrasse 9. Die Kurskosten betragen 220 Franken inkl. Mittagessen. Weitere Auskünfte und Anmeldeformulare durch SVW-Geschäftsstelle, Bucheggstrasse 109, 8057 Zürich, Tel. 01/362 42 40. Anmeldeschluss: 20. Mai 1991 (beschränkte Platzzahl)